



Das Geheimnis der LUCIA BERTOLI

(Leseprobe)

Matteotti

Und Lucia? Wer sie kannte, wusste, was passieren würde, was passieren musste. Das Getratsche der Trevisaner, das Leben einer Witwe, trugen dazu bei, sie wegzutreiben. Mehr aber die Trauer um den Geliebten, der für allzu wenige Stunden ihr Mann gewesen war: Carlo. Alle, auch jene die einen Teil des Geschehens kannten, begegneten ihr freundlich und liebevoll. Trotzdem, oder gerade deswegen, musste sie davonlaufen.

Ohne lange zu überlegen begab sie sich auf den Weg dorthin, wo sie, vorgetäuscht, die letzten Monate verbracht hatte: nach Padua. Studium der Medizin. Vaters Ruf öffnete verschlossene Türen. Bei der Witwe eines verstorbenen Berufskollegen und Freundes von Dottore Bertoli, bekam sie Quartier. Ein Zimmer unter dem Dach. Eine Treppe, die im Erdgeschoß in einer Art Salon ankam. Hier befand sich das Sofa, mit Spizentüchern belegt, auf dem die Signora, ohne Unterbrechung, saß und wachte. Niemand kam ungesehen an ihr vorbei. Lucia fand Wege. Entweder ging sie so früh morgens außer Haus, dass die verehrte Arzt-Witwe noch schlief. Oder sie kam so spät, dass diese mit heruntergesunkenem Unterkiefer laut schnarchend, andere Geräusche übertönte. Eine Frau nach Einbruch der Dunkelheit allein unterwegs in der Stadt? Undenkbar. Aus diesem Grund erlaubte es Lucia, begleitet zu werden. Und die Zahl der möglichen Begleiter war groß. Im Hörsaal der Universität saßen bei den Vorlesungen für Medizin fast ausschließlich Männer. Mit ihren inzwischen neunundzwanzig

Lebensjahren umgaben Lucia vorwiegend jüngere Herren, doch ansehen konnte ihr das niemand. Und danach zu fragen wagte keiner. Was sie erlebte als eine von fünf Frauen im Hörsaal und darüber hinaus, entwickelte sich zu einer zweiten Studienrichtung: Das maskuline Geschlecht ... in seiner hormondominierten Verhaltensweise. Sie lernte die größte Gruppe am schnellsten kennen, die Frauenhelden. Saß mit deren Vertretern in der Oper oder im Theater oder im Konzert, einem Restaurant. Manchmal spazierte sie mit ihnen durch die Stadt. Die kleine Schar der Schüchternen, hielt sie von sich fern. Erst einmal in Fahrt gebracht, waren sie nicht zu stoppen. Man musste sie brachial enttäuschen, anders bekam man sie nicht los, was wiederum deren Schüchternheit intensivierte. Es gab Gentlemen, die Recht und Sitte auf den Punkt genau einhielten, was Lucia nicht gefallen wollte. Wer blieb als harmloser Begleiter? Guido, der schnell begriffen hatte, dass er vor diesem Menschen keine Verstellung benötigte und während sie in einem Kammerkonzert saßen, unvermittelt in Lucias Ohr flüsterte: „Ich bin schwul.“ Dies weckte bei Lucia ein Lächeln, sie griff ihm an die Schulter und sprach in sein Ohr: „Ich weiß. Und ich bin froh darüber.“ Mit Guido fühlte Lucia sich wohl. Es brauchte keine entschiedene Abwehrstrategie, keine Verstellung. Beide erlebten in dieser Beziehung, dass sie sein durften, was sie waren. So geschah manches, was verrückt zu sein schien, was aber nicht mehr war als die Summe der Normalität eines schwulen Mannes und einer untypischen Frau ihrer Zeit. Ein Beispiel? Guido und Lucia fanden einen Weg, die gestrenge Vermieterin auf ihrem Sofa zu umgehen.

Im Hinterhof kletterten sie die Feuerleiter bis zum Dach, balancierten hinüber zum Fenstererker und stiegen durch das unverschlossene Fenster ein. Keine Dame der Stadt, die etwas auf sich hielt und sich um ihren guten Ruf sorgte, hätte so etwas getan. Lucia ohne Guido auch nicht. Genauso gab es Aktivitäten, die sich kein schwuler Mann der Stadt Padua getraut hätte zu tun. Mit Lucia machte Guido alles mit. Zum Beispiel sangen die beiden bei einer Darbietung der verschiedensten Begabungen der Studenten im Saal der Universität ein Duett. Lucia sang die Männerstimme, Guido die Partitur der Alt-Frauenstimme. Den Gerüchten rund um sie, setzten Lucia und Guido nichts entgegen. Sind sie ein Paar? Ist er schwul? Was ist die Frau dann?

Im Studium gehörte Lucia zu den Besten. Der eine oder andere Professor hätte sie gerne „ausgesondert“, keinem gelang es. Diese Frau bewältigte alle Hürden, die man ihr in den Weg stellte. Manche Schmähung musste sie über sich ergehen lassen. Zum Beispiel, als der ehrwürdige Vortragende Lucia das Skalpell reichte und meinte: „Wer Schweinefleisch für die Suppe schneiden kann, wird auch das Herz aus diesem menschlichen Körper schneiden können?“ Lautes Lachen im Saal, das schnell verstummte, als Lucia den Leichnam öffnete und mit sachgemäßen Schnitten das Herz löste und dem verblüfften Professor in die Hand klatschte.

Abends, zusammen mit Guido, brach es heraus. Nicht nur die Wut über die Impertinenz der Männer, alles kam hervor. Die Tragödien des Erlebten der letzten Jahre: Krieg, Spanische Grippe, Carlos Tod. Zuletzt lag sie, ein kleines Mädchen, schluchzend in Guidos Armen.

Der flüsterte ihr ins Ohr: „Zwei Wege: Menschen die solches erleben, zerbrechen und werden ihr restliches Leben lang nicht mehr ganz.

Oder entwickeln Reife, wie selten sonst einer. Du gehörst zu den Zweiteren. Jetzt weiß ich, was dich zu der gemacht hat, die du bist.“

Lucia umarmte Guido. „Was würde ich ohne dich tun?“

*

Am 11.3.1921 rief die Vermieterin Lucia ans Telefon.

„Ich bin es, Vater!“

Er sei am folgenden Tag auf der Durchreise. Habe zwar nur wenig Zeit, hätte aber seine Tochter gerne gesehen. Wohin er denn unterwegs sei, fragte Lucia. Nach Castलगuglielmo in der Provinz Rovigo. Das liege circa vierzig Kilometer südlich von Padua. Eine ordentliche Strecke mit dem Automobil, das er sich gekauft habe. Eine teure Anschaffung, aber sicherer und schneller, um die Patienten zu erreichen. Und bequemer sei es für ihn. Das habe er Carlo zu verdanken. „Ohne den armen Kerl hätte ich mir so einen metallenen Gaul nicht so rasch zugelegt.“

„Was machst du in Castलगuglielmo?“

„Ich höre mir einen Mann an.“

„Wie darf ich das verstehen?“

„Giacomo Matteotti, der aufsteigende Stern des italienischen Sozialismus. Einer der wenigen, die den Faschisten die Stirn bieten. Ich habe Genossen von seinen Reden schwärmen hören. Und nun will ich mir selbst ein Bild machen. Sehr viel Hoffnungsvolles hat die PSI ansonst nicht aufzuweisen.“

Lucia wusste, wer Giacomo Matteotti war. In der Universität wurde heftig debattiert über diesen Mann. In Fratta, einem kleinen Ort in Polesine, einer der ärmsten Gegenden des Landes, geboren. In wohlhabendem Elternhaus aufgewachsen. Er hatte Jura in Bologna studiert. Sein älterer Bruder brachte ihn auf den linken Weg. Der begann mit der Arbeit in der lokalen sozialistischen Zeitschrift „La Lotta“. Bald darauf wurde er Provinzrat von Rovigo. Verschiedene Ämter bekleidete er. Die politische Tätigkeit beanspruchte seine ganze Zeit. Man entdeckte seine Organisationsgabe. Matteotti beschäftigte sich in seiner ersten Phase ausschließlich mit den Problemen des ländlichen Polesine. Er drängte darauf, die Grundschulausbildung allen kleinen Leuten und Bauern zu ermöglichen. Nur so sah er eine Verbesserung des sozialen und kulturellen Niveaus Italiens. Matteotti galt von Anfang an als kompromissloser Reformier, was ihm einerseits Freunde bescherte, aber auch zum unbestrittenen sozialistischen Führer in seiner Provinz machte. Man stellte ihn aufgrund einer Antikriegsrede wegen Defätismus, wegen Schwarzseherei, vor Gericht. Klug wie er war, bewirkte er Freispruch. Die Militärbehörde entfernte ihn als „subversive Person“ aus seinen Ämtern, indem man ihn 1915 trotz Lungenschwäche einberief und weitab aller Machtzentren, nach Sizilien schickte. Erst anfangs 1919 kam er aus dem Militärdienst frei und setzte unverzüglich dort fort, wo er 1915 aufgehört hatte. Dank seiner reichen Familie reiste er, sprach bald neben Englisch auch Französisch und Deutsch. In den beiden „roten Jahren“ Italiens, 1919/20, benötigte die Partei jeden fähigen Mann.

Er wurde ins Parlament gewählt. Im folgenden Jahr gewannen die Sozialisten bei den Wahlen in Polesine alle 63 Gemeinden.

Matteottis Ruf als Redner verbreitete sich. Gegen die Eliten und den aufstrebenden Faschismus kämpfte er. Die zwei roten Jahre zeigten sich mehr und mehr chaotisch, alles versank in Gewalt und Gesetzlosigkeit. Und die konträren Blöcke der Roten sorgten für Selbstzerfleischung. Die reichen Bauern und Landbesitzer nützten deren Schwäche und halfen den Faschisten, die Macht über das Volk zu gewinnen. Deren bewaffnete Banden, Squadristen, zogen durchs Land, verbreiteten Schrecken und Tod unter den Anhängern und Angehörigen der Roten.

Matteotti versuchte, gegen den Zerfall der Gewerkschaftsbünde anzukämpfen, sprach kompromisslos und klar, nicht selten mit dem Tod bedroht.

„Wir weichen nicht!“

Das wollte Dottore Bertoli als Augenzeuge erleben.

„Ich fahre mit!“, sagte Lucia. Keine Überraschung, so ist die ältere Tochter Dottore Bertolis.

„Das ist kein Ort für Frauen.“

„Soso? Selbst du bist der Ansicht, dass es in Italien Orte gibt, an denen Frauen nichts zu suchen haben? Ereignisse, die sich Männer untereinander ausmachen? Davon habe ich genug hier an der ehrwürdigen Universität.“

„Du weißt, wie ich es meine. Es ist zu gefährlich. Es ist anzunehmen, die Faschisten lassen sich die Gelegenheit nicht entgehen, um zu zeigen, wer hier gehört werden darf.“

„Umso mehr muss ich mit. Dorthin kann ich dich nicht allein gehen lassen. Viel zu gefährlich für dich. Und was, wenn du eine Krankenschwester brauchst, es wird wohl Verletzte geben?“

„Gewalt! Unruhe! Bürgerkrieg!“

„Eine Frau werden die Faschisten nicht anrühren. Einen alten Mann, noch dazu Sozialist, ohne Hemmung.“

„Danke für die Beifügung alt. Gut, komm mit. Aber du hörst auf deinen Vater! Wenn ich sage, wir gehen, dann gehen wir. Du auch.“

„Weißt du, du bist immer noch der einzige Mann, dem ich gehorche.“

Am 12.3.1921 stand Vater um 10.30h vor der Türe der Vermieterin.

Diese zeigte sich höchst erfreut. Der mit ihrem verstorbenen Gatten befreundete Dottore Bertoli, ein guter Kandidat zur Beendigung ihrer Witwenschaft. Seine unerzogene, skandalöse Tochter, die würde man in Kauf nehmen. Bei der ließe sich noch manches zum Guten erziehen. Es fehlt die Frau im Haus.

Ihr offensichtliches Bestreben führte dazu, dass Bertoli den notwendigen Formen versuchte gerecht zu werden, aber dann schnell mit seiner Tochter verschwand: „Leider, unaufschiebbare Termine. Ein anderes Mal unbedingt ohne Zeitnot. Küß die Hand Verehrteste.“

Es gäbe doch so viel Schönes und Gutes zu berichten über Lucia.

Schade sei es, den Vater an all dem nicht teilhaben lassen zu können. Ob er nicht, wenigstens Kaffee ... Die Dame versuchte es mit allen Mitteln. Machte sich auf die Suche nach ihrer nicht auffindbaren weiblichen Anziehungskraft.

„Ja, schade ist das.“, sagte Bertoli. Aber er wisse, welche ein Goldstück Lucia sei. Darum habe ich auch Sie, Verehrteste, ausgewählt als Begleiterin meiner Tochter.“ Schmuckstücke bräuchten die richtige Fassung.

Draußen auf der Straße konnten Vater und Tochter über den ganzen Weg zum geparkten Kraftwagen das Lachen nicht verhalten.

„Schlimmste Staubwüste diese Frau.“

Nach dem Mittagessen in einem der Restaurants Paduas machten die beiden sich auf den Weg und kamen in Castelmuglielmo am Nachmittag zu früh an. Oder doch nicht zu früh, denn es brodelte bereits. Lastwagen hielten, grimmige Männer stiegen ab. Unschwer zu erkennen ihre Bewaffnung. Schlagstöcke, Messer, Pistolen. Faschisten aus der ganzen Provinz rotteten sich zusammen. Hunderte. Squadristen, zu allem bereit. Fiebernde Nervosität lag über dem Ort.

Dann kam Matteotti in Begleitung des sozialistischen Bürgermeisters von Pincara angefahren. Und die Hölle öffnete ihre Pforten.

Die Bertolis standen in der Nähe des Saaleinganges.

Beschimpfungen übelster Sorte, Bedrohung. Lucia sieht zum ersten Mal diesen Mann. Wie er im tosenden Meer der aufgeheizten Stimmung ruhig bleibt. Dunkle, beeindruckende Augen. Hohe Stirn, fast schwarzes Haar. Eleganter Kleidungsstil, keineswegs billig. Hut. Er lässt sich nicht ein auf das rüpelhafte, primitive Gehabe. Sucht Schritt für Schritt seinen Weg. Die Anhänger des großen Mannes, schnell in der Defensive, durch Stockschläge und drohende Messerklingen. Der Bürgermeister Pincaras, bleich und mit

verängstigten Augen, immer neben Matteotti. Handgreiflichkeiten.

Man zerrt Matteotti in das Büro der Landwirtschaftsorganisation.

Lucia kann von ihrem Vater nicht zurückgehalten werden, drängt sich durch zum geöffneten Fenster. Sie sieht, was mit dem sozialistischen Abgeordneten passiert. Grob packt man ihn an, zerreißt sein Sakko, während sie alle seine Taschen durchsuchen. Geschrei, Pistolen auf seine Stirn gerichtet. Schläge. Immer wieder Schläge. Matteotti bleibt ruhig und doch selbstbestimmt. Blut rinnt. „Unterschreib!“ Man schlägt mit der Faust auf ein Papier am Tisch, drückt den Kopf des Abgeordneten vor den Zettel. „Du legst alle deine Ämter in der Provinz nieder! Und lass dich nie wieder in Rovigo sehen. Am besten lässt du dich in ganz Italien nicht mehr blicken. Wir können dir nicht garantieren, dass nicht einer dich findet, dir zufällig begegnet. Was der dann tut ... Nicht unsere Sache. Du nimmst dein Weib und dein Kind besser mit, denn die, die es nicht gut mit dir meinen, haben wir reden hören, was sie mit ihnen tun wollen. Unterschreib!“

Matteotti blickt auf, sieht die Frau am Fenster, erstaunt sieht er sie an. Einige Augenblicke in einer anderen Welt. Lucia nickt unsichtbar für den Pöbel. Sie lächelt. Ein Schein eines Lächelns fliegt durch Matteottis Gesicht.

Wie lange diese dramatische Szene währte, das konnten die Bertolis später nicht sagen. Irgendwann zerrte man den Abgeordneten, der nicht unterschrieben hatte, aus dem Haus. Und während andere Feuer legten in der Zentrale der sozialistischen Landwirtschaftsorganisation, stieß man Matteotti auf einen LKW, wo er hinter Planen verschwand.

„Jetzt wirst du die Konsequenzen tragen du Hurenbock!“

„Erschlagt ihn! Eine Kugel ist zu schade!“

Ein Durcheinander an Geschrei. Lichterloh brannte das Haus.

Giuseppe Bertoli zog seine Tochter weg: „Komm! Wir tun, was wir tun können.“ Die beiden kämpften sich durch die brodelnde Menge, eilten zu ihrem Wagen und folgten dem Lkw, auf dem Matteotti sich befinden musste, sobald der losfuhr, hinaus in die Dunkelheit.

Dottore Bertoli versuchte Abstand zu halten, um nicht entdeckt zu werden. Das Licht seines Wagens ließ er ausgeschaltet. Irgendwann verlor er den Anschluss. Obwohl er die verschiedensten Wege abfuhr, blieb der Lkw unauffindbar. Nach Stunden der Suche stellte er den Motor ab und sagte: „Wir müssen zurück.“

Lucia trotzig: „Fahr weiter!“

Der Dottore füllte mit dem Kanister Treibstoff in den Tank und fuhr weiter. Stunden danach tauchte im Licht eine einsame Gestalt auf. Wenige Kilometer vor Rovigo. Wankend, sich nur mühsam auf den Beinen haltend. Matteotti. Er blickte zurück, versuchte, die Lage einzuschätzen. Selbst jetzt keine Angst in seinen Augen. Dottore Bertoli hielt auf gleicher Höhe, ließ den Motor laufen. Als Matteotti die Frau am Beifahrersitz wahrnahm, Erstaunen in seinem Gesicht. Er lächelte und lehnte sich erschöpft an den Wagen. Giuseppe und Lucia sprangen aus dem Fahrzeug. „Ich bin Arzt! Wie geht es ihnen.“ Matteottis Zustand erklärte sich von selbst. „Wir helfen ihnen! Gleich ist es besser.“ Und während der Dottore die Blessuren versorgte, stütze die Frau den Mann, so gut es ging, erfahren in solchen Tätigkeiten. Erstmals roch der Mann den Duft der Frau und er sollte

ihn bis zu seinem Tode nicht mehr vergessen. Was man dem Körper des Mannes angetan hatte. Lucia sah den Patienten in hilfloser Nacktheit. Das Schlimmste? Man hatte ihn mit einem Schlagstock vergewaltigt.

„Diese elenden Schweine!“ Dottore Bertoli. Seine Arzttasche, die er immer mit sich führte, leistete gute Dienste.

Als Giacomo Matteotti dann am Beifahrersitz saß und Lucia hinter ihm, reichte er dem Dottore und der Frau die Hand: „Danke! Was würde ich tun ohne Leute wie sie? Das werde ich Ihnen nie vergessen.“ Er ließ sich die Namen seiner Helfer nennen, ihren Wohnort, bat um eine Rufnummer, an der er sie erreichen könne. Er müsse in Rovigo Leute treffen, nachdem was vorgefallen war. Ob man ihn dort hinbringen würde? Bevor er am Ankunftsort den Wagen verließ, sagte er: „Ihre Bekanntschaft ist das einzig Positive des heutigen Abends. Das wird nicht unser letztes Aufeinandertreffen bleiben. Ich melde mich.“ Dann verschwand er in der Dunkelheit des Hauseinganges. Einmal blitzten seine Augen auf, als er zurücksah und die Frau hinter der Glasscheibe des Wagens suchte.

Dottore Bertoli sah seine Tochter Lucia an, auf ihrem Kleid klebte Matteottis Blut.

„So etwas passiert in einem modernen Land?“

„Ein außergewöhnlicher Mann.“

„Hoffnung für Italien?“

„Ich weiß nicht, ob einer allein das sein kann. Aber er könnte der sein, der vorausgeht.“

Dottore Bertoli ging das Erlebte nicht aus dem Kopf. Den Mann so schnell wieder zu sehen, dachte er nicht. Doch schon am Tag nach dem unfassbaren Ereignis telefonierte Bertoli mit seiner Tochter.

„Er hat sich gemeldet.“

Er sei so gut wie vogelfrei. Man habe ihm mitgeteilt, er solle verschwinden, wenn er nicht weitere „Probleme“ haben wolle. Ob der Dottore einen Ort kenne, an dem ihn niemand finden könne? Das sei eine äußerst delikate Angelegenheit. Er würde verstehen, wenn Dottore Bertoli damit nichts zu tun haben wolle. Gestern habe er aber gesehen, dass er dem Dottore und seiner Tochter vertrauen könne.

„Ich lade Sie ein in mein Haus.“, sagte Giuseppe, ohne zu überlegen, welche Folgen sein Angebot haben konnte. Und weiter, bereits genauer erwogen: „Kommen Sie als Patient, in Kleidung eines Bauern.“

Nach diesem Gespräch telefonierte er mit seiner Tochter:

„Kannst du kommen? Ich möchte niemand sonst mit seiner Versorgung beauftragen. Kein weiterer Mensch darf eingeweiht werden, oder merken, wen er vor sich hat. Zu riskant für ihn, aber auch für uns.“

Lucia konnte. Sie setzte sich eine Stunde später in den Zug und fuhr los.

Das große Haus der Bertolis bot alle Möglichkeiten für ein solches Vorhaben. Man konnte ein geheimes, halbwegs angenehmes Leben ermöglichen.

Lucia bereitete ein Zimmer oben in den Privaträumen des Vaters vor.

Und dann kam er. Aufgrund der Verkleidung erstaunlich verändert.

Für Lucia leicht erkennbar. Ein schlechtes Omen, konnten auch andere die Identität dieses einfachen Bauern enträtseln? Vorerst schien alles gut zu sein. Er wolle für entstehende Kosten aufkommen, meinte er. Nach dem Kleiderwechsel wieder der elegante Mann, der gehobenen Schichten.

- Kann ein Reicher, die Nöte von Besitzlosen und Versklavten verstehe? –, fragte Lucia sich. Sie zog die Frage zurück, denn Vater und sie lebten genauso weit weg von Not und Elend der Mehrheit im Lande.

– Man kann! –

Einen Tag später erfuhr Bertoli, dass jemand aus Treviso den Abgeordneten erkannt habe, bei seiner Anreise. Gerüchte kamen auf. Irgendwann würde die Spur ins Haus des Dottores führen.

„Besser ich verschwinde in einer großen Stadt. Venedig. Dort wäre ich auch meiner Familie näher.“

Wenige Stunden später brachte Dottore Bertoli einen arbeitssuchenden Landarbeiter in die Stadt.

„Er hat Familie?“, fragte Lucia, als Vater abends zurückkam.

1912 hatte Giacomo Matteotti Velia Titta, die jüngere Schwester des berühmten Sängers Ruffo Titta kennengelernt. Von Anfang an keine einfache Beziehung. Das Herz des Mannes brannte für die Politik.

Trotzdem heiratet das Paar 1916 standesamtlich. Nicht kirchlich, wie es die glühende Katholikin Velia gerne gehabt hätte. Das erste Kind kam 1918 zur Welt: Giancarlo. 1921, gebar Velia ihrem Mann den zweiten Sohn, Matteo. Velia hatte sich nie mit Politik beschäftigt, nun ging sie mit ihr schlafen und wachte mit ihr auf. Sie liebte die Kunst

und war gläubig, völlig konträr zu ihrem Mann, der entschlossen antiklerikale und säkulare Grundsätze vertrat. Mag die Ehe dieses Paares oft nicht leicht und mit monatelanger Trennung versehen gewesen sein. In ihrer reichhaltigen Korrespondenz zeigte sich eine feste Verbundenheit, eine zärtliche Liebe. Es spricht verzweifelte Sehnsucht aus den Trennungszeiten. Sie in dem kleinen Fratta Polesine, wo Giacomos Elternhaus steht, er in der großen Stadt Rom, wo er versucht, das Schicksal Italiens mitzugestalten.

„Liebster Giacomo, ich liebe Dich leidvoll, wie es sich gehört.“

Und er: „Einige Jahre sind vergangen, mehr von Leid als von Freud geformt. Sobald wir hoffen, endlich zur Ruhe gefunden zu haben, erreichen uns neue Wirren. Trotz der unleidlichen Umstände, mehrt sich die Hoffnung und die Liebe.“

In einem letzten Satz schreibt er: „Muss ich fürchten, dass es für dich anders ist?“

Velia antwortet auf diese Frage nicht und er fordert im nächsten Brief nahezu verzweifelt: „Sag es mir, liebst du mich, trotz des entsetzlichen Lebens, dass nicht zulässt, sich aneinander zu erfreuen?“

Meist fand sich in den Briefen des Paares ihr Dialog über die unermüdliche Arbeit des Abgeordneten.

Wer könnte sich nicht die Hürden dieser Ehe vorstellen. Giacomos Hartnäckigkeit, seine Ausdauer trotz großer Schwierigkeiten, zeigte sich im Verhalten Velia gegenüber.

*

Lucia ging zurück in ihr inzwischen alltägliches Leben und erzählte Guido von den Ereignissen.

„Du hast dich verliebt.“, stellte Guido fest, nachdem er ihr über eine Stunde zugehört hatte.

„Dummkopf! Lucia Bertoli verliebt sich nur in schwule Männer.“

Einen Monat später stand Giuseppe Bertoli wieder da. Er passte sie bei der Universität ab, gelernt aus der letzten Begegnung mit der ehrenwerten Vermieterin.

„Ich dachte, ich komme her, das muss man persönlich besprechen.“
Er kratzte sich am Kopf und schob dabei seinen Hut schief, was ihm ein clownhaftes Aussehen verpasste.

Ob sie bereit sei, aufgrund einer wichtigen Sache ihr Studium zu unterbrechen. Es sei nicht möglich, zu sagen, wie lange es dauern könnte. Er frage das nicht gerne, denn ihr Abschluss stehe für ihn über vielem.

„Ich habe nie bereut, das zu tun, was für dich wichtig ist.“

So schnell rückte Bertoli nicht heraus mit der Sache. Er redete über Italien, die Faschisten in Treviso, die wegen des Einzugs Mussolinis ins Parlament jubelten. Dass die Sozialisten an der Selbstzerfleischung zwischen Revolution und Reform in unversöhnliche Splittergruppen zerfallen waren. Dass niemand da sei, der den Siegeszug der Partito Nazionale Fascista stoppen könne.

Erst als Lucia bemerkte, Vater sei doch nicht deswegen nach Padua gekommen, um ihr einen Vortrag zu halten über den Niedergang Italiens aus sozialistischer Sicht, gestand er:

„Er hat sich gemeldet.“

„Wer?“

„Giacomo Matteotti. Er wurde auch in Venedig erkannt und mit dem Tode bedroht. Ich habe ihn zu mir geholt, diesmal in der Verkleidung eines Obdachlosen der Stadt Venedig. Ich habe noch nie einen Obdachlosen getroffen, der so gut riecht. Und dann hatte ich den genialen Erkenntnis-Blitz.“

„Genial?“

„Nahezu!“

„Und das hat Folgen?“

„Muss es haben.“

„Blitze verursachen meist keine guten Folgen. Verbrennungsgefahr. Lähmung, Exitus ...“

„Ich habe ihn in das Kleinbauernhaus am Brenta gebracht.“

„Wohin?“

„Dorthin, wo du Elena geboren hast.“

„Dorthin?“

„Ich weiß, dass Carlo in diesem Haus gestorben ist. Es ist auch für mich eine Herausforderung.“

„Was willst du von mir?“

Gegen seine Gewohnheit erklärte Vater schwerfällig, dass er niemanden anderen mit der Aufgabe betrauen könne. Man dürfe den Mann nicht allein lassen in einer ungenügenden Bruchbude. Eine Haushälterin sei von Nöten. Aber wen fragen?

„Mich!“

„Tu's für deinen Vater.“

Lucia braucht keine Bedenkzeit, bat Guido, sie bei den wichtigen Stellen in der Universität zu entschuldigen. Als er fragte, warum er das tun sollte und sie es ihm zu erklären versuchte, sagte er: „Habe ich es nicht gesagt? Du bist verliebt.“

Und als sie protestierte und meinte, er sei doch ziemlich albern, antwortete er: „Mach dir nur weiter etwas vor.“

Dann stieg sie in Vaters Wagen und ließ sich hinauf zum Brenta fahren, in dessen Nähe sich das Haus befand. Ein Ort mit schlimmen Erinnerungen. Sie kam mit positiver Erwartung.

Giacomo Matteotti verhielt sich zurückhaltend und jegliche Form während. Sie beschäftigte sich mit dem Haushalt, zog sich in ihr Zimmer zurück in den Pausen und Nächten und las. Irgendwann beschenkte Matteotti sie mit einer Sammlung seiner Artikel und politischen Abhandlungen.

Abends trafen sich die beiden vor dem Haus. Lucia servierte ein Glas Wein. Bei diesen Gelegenheiten bekamen die Gespräche zwischen ihnen Fülle. Beide ließen einander in ihr Leben blicken. Man philosophierte über die Faktoren des Erlebten, erzählte von den Erkenntnissen und Weisheiten, die diese gebracht hätten. Eines Abends sprach Lucia vom Sterben Carlos und mühte sich, die Form zu halten.

„Das tut mir leid.“, sagte Giacomo, begann von seinen Begegnungen mit dem Tod zu erzählen, als sein älterer Bruder gehen musste.

„Man möchte dann an einen Gott und an ein Leben nach dem Tod glauben.“

„Ich kann nur das glauben, was ich mit einem meiner Sinne
wahrgenommen habe.“

Und er fragte, ob sie nicht mit ihm ein Glas Wein trinken wolle. Eine
spürbare Spannung lag in Raum und Zeit, die beide auf Nachfrage
verleugnet hätten.

Von diesem Tag an, tranken sie jeden Abend gemeinsam ein Glas
Wein.

„Sind wir so etwas wie Pfarrer und Haushälterin?“ Giacomo lachte.

Und Lucia sagte: „Nein, denn die dürfen einander nicht lieben.“

Wer ihn kannte, hätte das verhaltene Zucken gesehen, den nervösen
Schlag der Augenlider. In der folgenden Stille nippte man am Glas,
zündete sich eine Zigarette an, sah in die untergehende Sonne.

„Ich möchte sie bitten, alles zu belassen, wie es ist.“, sage Giacomo.

„Es würde zerstört werden, das Schöne.“ Und weiter nach längerem
Schweigen: „Die Verantwortung für die Menschen, für die linke
Bewegung, deren Stimme ich bin, verhindert Einfaches und Schönes.
Es mag mir nicht einmal gelingen, meiner Frau und den Kindern das
Gute und Schöne in genügendem Ausmaß zukommen zu lassen.

Welch Ungerechtigkeit!

Ich kann nichts versprechen. Alle in meiner Nähe bekommen nur
eines, Leiden und Schmerzen. Trotzdem will ich lange schon fragen
...“ Er sprach nicht weiter. Die Sonne war dabei, hinter dem Horizont
zu verschwinden.

Was alles hatte Lucia erlebt mit Männern. Sie hätte niemals so etwas
aussprechen dürfen, trotzdem sie es empfunden hatte. Morgen
würde es vorbei sein, und sie war bereit es vorbeigehen zu lassen.

Giacomo würde weiterziehen. Sie würde eine gute Ärztin werden und eines Tages Vaters Ordination in Treviso übernehmen. Sie könnte endlich eine gute Mutter sein für Elena und Francesco. Wie lange erfüllte sie dieser Gedanke schon mit schlechten Gewissen? Immer wieder hatte sie das Vorhaben verschoben, weggedrängt. Sie konnte nur auf Vater hoffen, denn was sie vom Leben ihrer Schwester Elisabetta zu hören bekam, weckte Zorn und Trauer.

In diesem Augenblick, angesichts der niedergehenden Sonne, neben dem Mann sitzend, vor dem sie sich lächerlich gemacht hatte, wusste sie, sie musste alles ändern. Alles!

„Würden Sie mit mir nach Rom gehen?“, hörte Lucia den Mann sagen. Verwundert sah sie ihn an. Er wendete ihr sein Gesicht zu. Er lächelte.

„Meine Privatsekretärin könnten sie sein. Glauben sie mir, ihre Zusage würde mich glücklich machen.“

*

„Was habe ich dir gesagt?“, Guido, während sie an seiner Schulter lag.

„Dich werde ich vermissen.“

„Du rufst. Wenn du rufst, komme ich und vertreibe jeden, ich betone jeden, der dir Schmerz zufügt.“

„Kennst du jemand in Rom, bei dem ich unterkommen könnte? Ich brauche ein Zimmer. Auf Matteottis Vorschläge will ich mich nicht einlassen. Guido wusste jemanden. Die Eltern eines Freundes, mit dem er eine Zeit zusammengelebt hatte. Die wohnten in Rom. Stadtteil Trastevere, Via di Santa Bonosa.

„Nicht die feinste Adresse, aber Menschen, die dir ans Herz wachsen werden. Nebenbei habe ich so immer ein Auge auf dich.“

Wenige Tage später stand Lucia vor dem Haus in der Santa Bonosa, Nummer 31, zweites Stockwerk. Die schmale, dunkle Gasse befeuerte ihre Skepsis. Als sie dann aber vor Augusta stand, der Mutter von Guidos Freund, wusste sie, dass alles richtig war.

„Ach Guido, er ist wie mein eigener Sohn. Ist mit allem immer zu mir gekommen, wenn er nicht weiterwusste. Hat ja sonst keinen.“ Eine einfache Frau, in deren Augen man sehen konnte, wie viel Elend sich in ihrer Vergangenheit angehäuft hatte. In denselben Augen zeigte sich ebenso Wärme und Milde, aus den gleichen Umständen gewachsen.

Das Zimmer ihres Sohnes Pietro. Es stünde frei, weil sie hoffe, er werde zurückkommen. „Mein Pietro.“ Sie rieb sich die Augen.

Roberto, ihr Mann, habe gesagt, sie müsse diese Hoffnung begraben. Pietro habe sich entschieden, solle er den Segen seiner Eltern haben und sein Leben leben.

„Ich habe mich damit abgefunden, dass ich keinen Sohn und keine Tochter habe, sondern irgendetwas dazwischen. Angst machen mir die Faschisten, die werden Menschen wie Pietro oder Guido die Hölle heißmachen. Und Angst machen mir die Sozialisten, die, anstatt zusammen dagegenzuhalten, streiten, ob man marxistisch, kommunistisch, sozialistisch oder weiß der Kuckuck was sein soll. Idioten!“

Matteotti hatte Lucia aufgetragen zum eigenen Schutz, vorerst niemand zu sagen, für wen sie arbeitete. „Fragt jemand, du bist als Sekretärin im Parlament angestellt.“

Augusta wagte nicht, ihre Neugierde zu befriedigen. Schon das Wort Parlament machte großen Eindruck auf sie.

Das Zimmer war einfach, direkt unterm Dach. Ein klapppriges Bett aus Metallgestänge, das wer weiß was schon erlebt hatte. Ein Schrank, ein Tisch, ein Sessel. Eine Waschschüssel, wofür auch immer, unter dem Bett. Matteotti hatte einen kleinen Vorschuss gezahlt, damit sie sich in Rom ein wenig einrichten könne. Sie kaufte einen Spiegel, eine Seife, eigene Bettwäsche, eine Kerze, ein Weinglas, Zigaretten, die teure Sorte, Haarspangen und einen neuen Hut. An dem konnte sie nicht vorbeigehen. Unmodern, in der Ornamentik des italienischen Jugendstils. Nur Matteotti zeigte, dass er diesen Hut mochte. Matteotti traf sie am frühen Nachmittag im Rosso, auf der anderen Seite des Tibers. Als sie das Lokal betrat, wartete er auf sie. Er führte sie in das kleine Hinterzimmer. Da könne man ungestört reden. „Und genauso ungestört essen, sollten Sie Hunger haben. Wenn Sie allein herkommen, lassen Sie auf mich anschreiben. Der Wirt kennt sich aus.“ Wenn er in Rom sei und es keine anderen Verpflichtungen gäbe, würde man sich normalerweise hier treffen. „Machen Sie sich aber keine Hoffnungen, neben dem Essen werden wir Arbeitsthemen besprechen müssen. Stellen Sie sich darauf ein, dass es viel zu tun gibt.“ Er nehme an, sie habe keine Schreibmaschine mitgebracht. Die werde er ihr ins Quartier bringen lassen. Hauptsächlich benötige er sie im Büro in der Kammer, das

sei spartanisch eingerichtet, aber über eine Schreibmaschine verfüge es. Er liebe es nicht, herumzuflanieren, wie so manche seiner Kollegen, er arbeite strukturiert und schnörkellos. Das sei es, was Italien von ihm erwarte und die Menschen verdienten, schließlich habe das Volk ihn in die Kammer wiedergewählt. Er mache das nicht für sich, das habe er nicht notwendig, aufgrund des ererbten Vermögens. Für die ohne Schulbildung, die wie Sklaven als Tagelöhner leben, Landarbeiter oder für all jene, die in noch schlimmeren Lebenssituationen existieren müssten. Das Land werde keine Fortschritte machen, solange diese Misere nicht bekämpft sei. Leider müsse man die Linke als zahnlosen Tiger bezeichnen. „Selbst meine Partei, die reformistische PSU, die es bald offiziell geben wird, muss ich davon abhalten, sich in eine Koalition mit den kapitalistischen Parteien zu begeben. Und der Alleingang der kommunistischen Maximalisten im letzten Jahr, mittels Gewalt und Revolution, ausgehend von Turin, einen Zustand wie in Russland zu erreichen, hat die faschistische Bewegung im Widerstand angefeuert. Mussolini ist nicht dumm. Jetzt meinen viele, der Faschismus sei nicht nur Sache der Polizei, er müsse in die Regierung geholt werden. Wir befinden uns in der schwersten und längsten parlamentarischen Krise des Landes. Und ich gebe zu, wir Sozialisten machen kein gutes Bild dabei.“

Lucia hörte mit großen Augen zu, denn was er sagte, war ihr bekannt durch endlose Diskussionen in Vaters Haus mit Carlo und anderen.

Matteotti verfeinerte das Bild, bestätigte die Einschätzung Vaters. Sie fühlte sich wohl. Und wenn Matteotti erst einmal ins Reden kam,

hörte er nicht so schnell wieder auf. Er bemerkte, dass Lucia inzwischen ihren Teller leer gegessen hatte, während seiner nahezu unberührt dastand. Er ließ alles zurückgehen.

„Wie geht es Ihrer Frau?“

Keine Frage brachte Matteotti in Verlegenheit.

„Danke gut! Sie meinte, im letzten Brief, ich benähme mich wie ein kleiner Junge.“

„Warum das?“

„Sie müssen versprechen, mit niemanden darüber zu reden, was Sie hier oder anderswo von mir zu hören bekommen. Velia und die Kinder haben zu leiden aufgrund meiner Passion. Meine Frau grollt mir, wegen meines Eifers, Italien retten zu wollen. Sie möchte, dass ich die Verbissenheit nicht zu weit treibe, endlich eine Pause einlege und zu ihr und den Kindern komme.“

„Was haben Sie geantwortet?“

Er holte ein Blatt Papier aus seiner Sakkotasche, entfaltete es und las vor: „Du bist schnell mit deinen Verurteilungen. Grollst du mir? Ich hätte es nicht für möglich gehalten, dass ein liebender Mensch Groll gegen das spürt, was der andere tut. Du bist weit weg, nicht nur, wenn ich Dir fern bin.“

Er faltete das Blatt, steckte es zurück in die Tasche und sah Lucia an.

„Sie können grausam sein. Schicken Sie es nicht ab.“

„Morgen sehen wir uns in der Kammer. Fragen Sie den Portier nach mir. Acht Uhr?“

„Acht Uhr.“

„Sehen Sie das als Exklusivität unserer Beziehung, niemand sonst bekommt aus meinem privaten Briefverkehr zu hören.“

„Exklusivität, wie meinen Sie das?“

„Unverwechselbar.“

„Unverwechselbar?“

„Ohnegleichen.“ Er erhob sich, verneigte sich, setzte den Hut auf den Kopf und ging.

*

Am folgenden Tag saß Lucia im kleinen Büro der Partei im Parlament und tippte nach Matteottis Diktat. In der Pause, in der er die Niederschrift kontrollierte, fragte sie:

„Haben Sie es abgeschickt?“

Er sah auf, versuchte, sich zu erinnern.

„Den Brief an Velia? Ja.“

Tage später, beim gemeinsamen Arbeitsmittagessen, holte er Velias Antwortbrief hervor und las daraus vor:

„Auch mit den Idealen muss man es nicht dermaßen übertreiben, wie du es tust. Du hast dich in sie hineinbegeben mit Körper, Geist und Seele. Seitdem gibt es für dich nur Bitterkeit, Enttäuschung und Düsternis. Trägst du Licht in dir? Um Dich herum sehe ich keines.“
Schweigend aßen die beiden, tranken Wein.

„Sie lieben Ihre Frau?“

Erstaunt sah er sie an: „Glauben Sie, es ist gut, wenn ein Ehemann mit einer anderen Frau darüber spricht?“

„Ich glaube, die Zeit im Haus am Brenta verlangt danach. Ich bin keine „andere“ Frau. Und Sie sind nicht nur mein Arbeitgeber.

Befürchten Sie nichts. Von meiner Seite müssen Sie nichts befürchten. Ich bin eine kluge Frau, die sich nur kurzfristig zu kleinen Dummheiten hinreißen lässt. Sie und ich, wir sind einander ähnlich. Einsame Menschen. Es gibt nicht viele, die unsere Welten teilen. Das darf keineswegs überheblich klingen. Ich will wahrhaftig sein, sagen was ich denke. Zwei Einsame, die sich öffnen, sind weniger allein. Ohne ... getrieben zu sein, ohne Hitze, die durch Divergenz angeblich entstehen muss?“

Je länger sie sprach, umso aufmerksamer hörte er zu: „So liebe ich es. Ich bin froh über Ihre Offenheit. Sie nimmt den Pfeil von der Sehne. Wie oft ich mich gesehnt habe Giacomo Matteotti sein zu dürfen, ohne Beiwerk, ohne Titel und Geld. Ohne Macht. Giacomo Matteotti, einer wie jeder andere.

Als ich fragte, ob Sie mit mir nach Rom gehen wollen, hoffte ich, das mitnehmen zu können, was ich im Haus am Brenta leben konnte: Sein, was ich bin. Darum bitte ich Sie ausdrücklich, in unseren Gesprächen diese Offenheit zuzulassen.“ Er streckte ihr über den Tisch die Hand hin. Sie nahm seine Hand in beide Hände und drückte sie, wie zur Besiegelung einer Vereinbarung.

Man aß die Teller leer, sprach weiter über die notwendigen Arbeitsschritte des Tages. Erst als er seine Tasse Café leerte, sagte Giacomo: „Velia liebe ich. Sie war die Erste, bei der ich ohne meine Rollen und Ämter sein durfte. Sie wird die Letzte sein, die mich bar aller Verkleidungen sieht.“ Ob er prophetisch gesehen hat in diesem Augenblick, was nur zwei Jahre später geschah?

„Du solltest deine Frau und die Kinder nach Rom holen.“, sagte Lucia. Wenig später sprach sie am Telefon mit Vater: „Ich will Elena und Francesco zu mir nach Rom holen. Sie haben sich eine gute Mutter verdient.“

Giuseppe Bertoli antwortete: „Sie haben ein schönes Leben hier bei uns, bei mir und deiner Schwester Elisabetta. Und den Faschisten halte ich in Schach. Der soll büßen, dass er mich zum Schwiegervater gewählt hat. Mach dir keine Sorgen. Wenn du uns nur ab und zu besuchst. Was du tust, ist für deine Kinder getan. Wenn die Faschisten das Land übernehmen, wird es für alle Kinder des Landes ein böses Erwachen geben. Mach was du kannst, um deinem Matteotti den Rücken freizuhalten. Damit entscheidest du über Sinn, Lebensfreude und Zukunft von Elena und Francesco.“

*

Im Sommer 1922 brach die ausschlaggebende Initiative der Faschisten los.

Und Lucia? Sie versuchte Giacomo zu helfen, die richtigen Worte an Velia zu schreiben:

„Ich denke an Dich. Du bist meine einzige, wahre Liebe. Stundenlang an jedem Tag sind meine Gedanken bei dir. Ganze Jahre war mein Herz nur von Dir erfüllt.“

Die Sozialisten verloren die Herzen der Menschen, verloren das Land. Reihenweise mussten Städte und Provinzen den Gegnern überlassen werden. Man diskutierte wie eine Ansammlung von Kardinälen über die Lehre, die Auslegung der Schriften und ließ unterdessen die Welt in Brüche gehen. Das reale Leben der Italiener

entglitt hren Augen und Köpfen. Das Proletariat, alleingelassen, war bald ein williges Opfer der Faschisten. Deren Milizen vervielfachten sich unter der Duldung der Regierung, der Exekutive, des Königs. Reichhaltige finanzielle Unterstützung kam von Grundbesitzern und Industriellen. Viele hatten Angst vor einer bolschewistischen Revolution und suchten Schutz hinter der Macht der Faschisten. Giacomo Matteotti formuliert in seiner Rede vor Genossen: „Wir haben das Volk verloren.“ Wo immer Matteotti nun hinkommt, wird mit allen Formen der Gewalt gegen ihn angegangen. Als er mit Velia an der Westküste in Verazze heimlich Urlaub machen will, wird er erkannt. Polizisten und Squadristen eskortieren ihn gemeinsam zum Bahnhof und zwingen ihn zur Abreise.

Die Roten spalten sich in Revolutionäre und Reformer, lähmen sich damit gegenseitig. Matteotti gründet die „Sozialistische Einheitspartei“ und wird deren Generalsekretär.

Am 20. Oktober beginnt Mussolini seinen Marsch auf Rom.

Angeblich ziehen einige zehntausend faschistische Kämpfer ohne nennenswerten Widerstand wenig später durch die Straßen der Hauptstadt des Reiches. König Vittorio Emanuele III ernennt Benito Mussolini zum Präsidenten des Rates.

Zwei Jahrzehnte werden die Faschisten ab diesem Zeitpunkt Italien im Würgegriff halten.

Lucia erlebte und sah, was Giacomo an Widerstand aufbot, was ihm aufgrund dessen angetan wurde. Schließlich war er der Letzte, der sich nicht beugte. Seinen Protest goss er in meisterhafte Reden. Man schlug ihn, bespuckte ihn, schrie ihn an. Man bedrohte ihn. Giacomo

beugte sich nicht. Im Gegenteil, er klagte an: „Kriminelle Banden sind die Faschisten!“

In deren Gegenreden: „Matteotti ist ein Revolutionär im Pelzmantel.

Ein Ultrakollaborateur! Ein Hasspropagandist!“

Giacomo sammelte rechtlich haltbare Beweise für die

Ungesetzlichkeiten der Faschisten. Im Abgeordnetenhaus zählte er

sie auf, andauernd unterbrochen vom wütenden Geschrei seiner

Gegner. Matteotti listete unbeeindruckt sämtliche Bilanzfälschungen

auf, rechnete vor, wohin das führte.

„Astrologe, verrecke!“, wurde aus dem Reihen der Faschisten gerufen.

An Velia schrieb Giacomo, dass er das Nomadenleben in

Hotelzimmern, geheimen Unterschlüpfen satthabe. Sich dessen

bewusst, dass er sich in Lebensgefahr befand, wollte er nicht weiter

getrennt von Frau und Kindern leben. Er schickte Lucia auf

Wohnungssuche in Rom, denn niemand durfte wissen, wo die

Familie des Abgeordneten zu finden sein würde. Doch schon im

nächsten Brief an Velia nahm er, aufgrund der ständigen Bedrohung,

alles zurück: „Ich will Kinder, Dich und letztlich auch mich nicht zu

sinnlosen Opfern machen. Angesichtes der Umwälzungen hier, bin

ich in meiner Überzeugung bestärkt, euch der Gefahr nicht

aussetzen zu dürfen. Im Gegenteil, ich erwäge euch ins Ausland zu

bringen.“

Doch dann stand Lucia plötzlich da, sie habe die ideale Wohnung

gefunden in der Via Giuseppe Pisanelli. Und sie wäre bereit, sie auf

ihren Namen zu mieten, um die Spione vorerst zu täuschen.

Giacomo telefonierte mit Velia. Sie überlegte nur kurz und schickte ein Telegramm: „Nun wird das ein Ende haben, wir werden für immer vereint sein. Eigenes Bett, eigenes Licht, eigene Eckchen werden wir haben.“

Mussolini setzte geschickt Wahlen an. Er hatte in seinem politischen Gespür alle rechte Kräfte auf einer faschistischen Liste versammelt.

Die Opposition hingegen trat mit einundzwanzig Listen an.

Zerstritten, gegeneinander kämpfend, mit sich selbst beschäftigt.

Nur Giacomo Matteotti war noch da, trug unbeeindruckt seine Anschuldigungen öffentlich vor. Er brachte eine Streitschrift heraus: „Ein Jahr Faschistenherrschaft.“ Das Versagen der Faschisten auf wirtschaftlicher, finanzieller Ebene listete er darin auf in einer Fülle an Beispielen. Sein Fazit: „Der Staat wurde versklavt, das Land in Herrscher und Untertanen gespalten.“

Februar 1924. Lucia beschäftigte sich mit dem Ölkonzern Sinclair-Oil, der die Genehmigung bekommen hatte in großem Stil in Italien zu bohren und im Gegenzug, inoffiziell, führende Faschisten zu Nutznießern der Gewinne machte. Bestechung? Mit den brisanten Unterlagen reiste Matteotti heimlich nach London, um die Beweismittel abzusichern und neue Unterlagen zu finden. Trotz aller Sicherheitsmaßnahmen drang die Kunde von Matteottis Reise zu Mussolini durch. Er musste verhindern, dass Matteotti die Gelegenheit bekam, die Beweismittel öffentlich vorzulegen. Giacomo bemerkte die auf ihn angesetzten Agenten, es gelang ihm, sicher von London nach Rom zu kommen. Am 30 Mai 1924 hielt Matteotti seine letzte Rede, sie dauerte über drei Stunden, auch deswegen, weil es

Zwischenrufe, gellendes Pfeifkonzert, Beleidigungen, Drohungen, andauernd Unterbrechungen gab. Unbeirrt, ganz nach seiner Art, fuhr Matteotti fort, Namen und Orte zu zitieren, die mit Wahlbetrug in Verbindung standen: ausgetauschte Stimmzettel, seltsame notarielle Beurkundungen, Auszählungen unter Anwesenheit bewaffneter Banditen und vieles mehr. Es war eine spontane, unvorbereitete Rede. Die Unterlagen über den Öl-Deal aus London, mussten erst rechtlich unangreifbar ausgearbeitet werden, sonst hätte er sie schon an diesem Tag verwendet.

Matteotti beendete seine Rede mit dem Antrag, die Wahl für ungültig zu erklären. Sein Antrag wurde mit großer Mehrheit abgelehnt.

Giacomo setzte sich und sagte zu seinen Genossen: „Jetzt bereitet euch auf eine Grabrede für mich vor!“

Lucia, die diesen Satz von Giacomos Freunden erzählt bekam, stellte ihn wütend zur Rede.

„Wie kannst du so etwas sagen? Davon spricht man nicht. Es bringt Unglück.“

Er fasste über den Tisch nach ihrer Hand, hielt sie fest: „Sie wissen von meinen Unterlagen aus London. Sie rechnen nicht damit, dass ich aufgebe. Was denkst du, werden sie tun?“

*

Am 10 Juni 1924 saß Lucia eine halbe Stunde vor dem vereinbarten Zeitpunkt, um 16.30h im kleinen Büro der PSU in der Abgeordnetenkammer. Sie legte ihre Jacke über die Stuhllehne und begann mit den Vorbereitungen. Giacomo hatte angekündigt, die nächste Rede zum vorläufigen Budget der Regierung, werde

peinlicher und kritischer für die Faschisten. „Wir bringen sie dazu, zurücktreten zu müssen. Das Material aus Großbritannien ist so weit vorbereitet, dass ich es verwenden kann. Es belastet Mussolini persönlich schwer, genauso einige Minister. Das kann politisch nicht überlebt werden. Wir haben sie am Kragen.“

Die Rede sei nach tagelanger Arbeit in einem Reifezustand, in dem er sie ihr diktieren wolle. Lucia zog ein Blatt in die Schreibmaschine. „Sei vorsichtig, ich habe Hinweise, die faschistischen Spione sind nicht nur hinter mir her. Alle in meinem Umfeld werden überwacht. Sie haben herausgefunden, wo meine Familie wohnt. Das war nur eine Frage der Zeit. Velia hatte eine seltsame Begegnung mit einem Mann, der sich als hilfsbedürftiger ungarischer Flüchtling ausgab. Derselbe Mann hat auch mich vor ein paar Tagen auf der Straße vor unserer Wohnung angesprochen, so scheint es mir. Da die Wohnung auf deinen Namen gemietet ist, bist auch du Ziel ihrer Nachforschungen.“ Das hatte Giacomo am frühen Morgen gesagt, als sie sich in einem Café nahe der Abgeordnetenkommission trafen. Lucia berichtete, hellhörig geworden, von einem Vorfall, den ihr Augusta erzählt hatte. Ein Mann sei dagewesen. Elegant gekleidet. Habe gefragt, ob hier die Parlament-Sekretärin Lucia Bertoli wohne. Und als Augusta dies bestätigte: Er sei der Portier der Abgeordnetenkommission und habe den Auftrag die Papiere, die die Sekretärin leider im Zimmer liegen habe lassen, nachzubringen. Es sei dringend.

Augusta versprach nachzusehen, stieg hinauf in Lucias Raum und suchte nach den beschriebenen Unterlagen. Der Herr habe unten auf

der Straße gewartet. Schnaufend kam Augusta zurück, sie könne beim besten Willen nichts finden. Ob es vermessen sei, wenn er darum bitte, selbst nachsehen zu dürfen. Er kenne Frau Bertoli gut und wolle ihr Unannehmlichkeiten ersparen. Sei sie doch eine so freundliche und ansehnliche Person. Erfolglos zurückzukehren würde zu Schwierigkeiten für ihn und schlimmer, für die Frau Sekretärin führen. Ihr Arbeitgeber, ein gestrenger Herr, mit dem sei nicht zu spaßen. Das können wir ihr nicht antun, dass er erfolglos zurückkomme. Augusta nahm sich ein Herz und tat, was sie niemals sonst tun würde, sie führte den freundlichen Mann in Lucias Zimmer. Der blieb in der Mitte des Raumes stehen, bat Augusta, den Schrank zu öffnen, nach Mappen oder beschriebenen Blättern zu suchen. Es fand sich aber nichts. Ein wenig peinlich und komisch seien Augusta die inspizierenden Blicke des Fremden schon vorgekommen. Eine in Verlegenheit führende Situation. Nachdem der Herr aber in aller Freundlichkeit meinte: „Bitte berichten Sie Frau Bertoli nichts von dieser unbeschreiblichen Situation. Sie weiß nicht, das muss ich gestehen, dass mich der Abgeordnete Matteotti hergeschickt hat. Ich könnte ihr nie wieder in die Augen sehen, wüsste sie, dass ich in ihren privaten Gemächern gestanden habe.“ Er werde alles auf sich nehmen und dem Herrn Abgeordneten die Meinung sagen. So etwas anzuordnen, könne nur einem der hohen Herren einfallen.

Ein wenig seltsam sei Augusta der ungarische Akzent des Portiers vorgekommen. Darum habe sie es Lucia erzählt, obwohl sie versprochen habe zu schweigen.

„Größte Sorgfalt und Vorsicht!“, sagte Giacomo. „Die sind zu allem bereit. Mussolinis Ehrgeiz treibt ihn dazu seine Möglichkeiten auszuschöpfen. Wir haben den Stier verwundet, er läuft blindwütig durch die Arena. Velia habe ich vorbereitet, jederzeit und schnell zurückzureisen nach Polesine, in das Haus meiner Eltern. Von dort muss sie spätestens am Tag meiner nächsten Rede zu sozialistischen Freunden nach Belgien.“ Er kramte in seinen Unterlagen. „Und hier! Meine Liebe, das sind deine Papiere. Es liegt ein Blatt bei mit allen relevanten Anschriften jener Personen, die im Ausland helfen können. Und da ist ein Konto in Belgien auf deinen Namen, auf dem genügend Geldmittel liegen, um nach einer etwaigen Flucht eine gewisse Zeit das Auslangen finden zu können. Das ist alles. Mehr kann ich nicht tun. Es tut mir leid, dich in Schwierigkeiten zu bringen. Aber was hätte ich ohne dich erreicht?“

„Mach dir keine Sorgen. So weit wird es nicht kommen. Die Faschisten wollen ihr Gesicht nicht verlieren. Die wissen, das wäre ihr Ende.“

„Mein Ende wäre ihr Ende.“

„Rede nicht so! Ich verbiete es dir!“

Er nahm sie in den Arm: „In diesem Spiel geht es darum, den König des Gegners unbemerkt in Bedrängnis zu bringen. Es darf ihm nur die Verteidigung bleiben. Kein wirksamer Angriff möglich. Nun weiß ich aber nicht, ob es dem Gegner nicht längst gelungen ist, seine Figuren so in Stellung zu bringen, dass er mit einem Zug meinen König erledigt.“

Noch schlimmer wäre es für mich,“ er drückte Lucia an sich, „würde er mir die Königin stehlen.“

Lucia griff nach Giacomos Schulter: „Ich bin eine unüberwindbare Figur in deiner Angriffslinie.“

„Das bist du lange schon. Es macht mich stark und besorgt zugleich. Ich habe es nie ausgesprochen, verschiedene Gründe gab es dafür, ... Du bist diejenige, die ergänzt, was meine Gattin nicht bieten kann. Ihr habe ich es verboten. Ich wünschte mir immer, eine Mitstreiterin zu finden. Velia hasst die Politik. Und das ist gut so. Die Beziehung mit ihr funktioniert, weil es andere gibt, die das Fehlende ergänzen, mein Leben teilen, wo Velia ausgeschlossen sein muss.“

Er ließ sie los, küsste ihre Hand.

*

An all das dachte Lucia, als sie im Büro der PSU im Parlament saß und wartete. Eine Viertelstunde über die vereinbarte Zeit wartete. So etwas erlaubte Giacomo sich nicht: Verspätung. Niemals hatte es eine Verspätung gegeben. Lucia wartete eine halbe Stunde, dann erhob sie sich und machte sich im Parlamentsgebäude auf die Suche. Alle bekannten Orte, die sie betreten durfte, suchte sie ab. Auch die Bibliothek, in der Giacomo die letzten Nachmittage allein an der Rede gearbeitet hatte. Nichts. Kein Anzeichen von Matteotti. Sie beschloss, eine volle Stunde warten zu wollen. Sollte er dann immer noch nicht aufgetaucht sein, würde sie sich zu seiner Wohnung begeben. Als sie um 18.30h nach der Fahrt mit der Straßenbahn Nummer fünfzehn in der Via Giuseppe Pisanelli ankam, wusste sie nicht weiter. Sie stieg in den vierten Stock hinauf zur Wohnung der

Familie Matteotti, die sie gut kannte, hatte sie diese doch selbst begutachtet und ausgewählt. Nach einigem Zaudern betätigte sie die Türglocke und wenig später stand Velia vor ihr. Die Frauen kannten einander entfernt, ohne je mehr miteinander gesprochen zu haben.

„Entschuldigen Sie. Sie wissen, wer ich bin?“

„Eine der Sekretärinnen meines Mannes.“

„Bertoli! Ist ihr Mann zu Hause?“

„Nein. Er hat sich vor zwei Stunden auf den Weg gemacht zur Abgeordnetenversammlung. Dringende Arbeiten, wie er sagte.“

„Er hatte mich für 17.00h dorthin bestellt, seine Arbeit sollte in Reinschrift gebracht werden. Er ist aber nicht gekommen.“

„Nicht?“, Velia eilte zurück in die Wohnung und ließ sich auf einen Fauteuil nieder. „Nicht angekommen!“

„Vielleicht wurde er aufgehalten. Oder er musste den Zeitplan ändern.“

„So ist Giacomo nicht.“

„Nein, so ist er nicht. Aber manchmal könnte trotzdem etwas geschehen, das alles ändert. Das könnte doch sein?“

Velia schien vom ersten Augenblick an zu ahnen, was geschehen war. Bleich und reglos saß sie da, reagierte nur wenig auf die Abendroutine der Kinder. Angst stand ihr ins Gesicht geschrieben.

„Ich mache mich auf den Weg, um ihn zu suchen.“, sagte Lucia.

„Nein! Bitte bleiben Sie. Wie jeden Abend wird er um 21.00h durch die Türe hereinkommen. In zwei Stunden. Würden Sie die Zeit mit mir verbringen?“

Lucia blieb. Giacomo kam um 21.00h nicht. Lucia blieb. Um 23.00h bot Velia Lucia das Gästezimmer an. Wenn es ihr möglich sei, sie könne nicht allein bleiben in dieser schrecklichen Wohnung. Und bevor Lucia sich ins Gästezimmer zurückziehen konnte: „Wenn es die Intimität nicht zu sehr verletzt, würden Sie die Türe des Zimmers offenlassen?“ Lucia nickte. Als sie trotz Unruhe und Aufregung nahe am Schlaf war, hörte sie Velia verhalten fragen: „Haben Sie jemals mit meinem Mann, ... Sie wissen, ... ich meine.“

Lucia erhob sich, bekleidete sich mit dem Morgenmantel, der da hing und trat an die geöffnete Türe des Schlafzimmers der Eheleute. Velia sah sie kommen, drehte die elektrische Lampe an, setzte sich auf:

„Kommen Sie. Es ist unmöglich, jetzt zu schlafen.“

Lucia betrat den Raum. Sie empfand so, als täte sie nichts Ungewöhnliches, als hätte sie das Tausende Male schon getan. Auf Velias Seite setzte sie sich ans Fußende des Bettes.

„Nein!“, sagte sie.

„Nein?“

„Ihr Mann, Giacomo Matteotti, würde so etwas niemals tun.“

„Denken Sie?“

„Ich weiß es.“

„Sie sind eine ungewöhnlich schöne Frau.“

„Er hat andere Qualitäten an mir geschätzt. Und dafür bin ich ihm dankbar. Ich wäre heute nicht das, was ich bin, hätte ihr Mann mich nicht gefördert.“

„Er hat erzählt, dass es nach seiner ersten Entführung jemanden gegeben habe, der ihn suchte, fand und versorgte. Das waren Sie. Das stimmt doch?“

„Das war mein Vater.“

„Er sprach von einer Frau... Und jetzt? ... Eine zweite Entführung? Was tun sie ihm an? Ist in dieser Nacht jemand da, der das vollbringt, was sie damals an Gutem getan haben? ... Ich habe das Gefühl, er lebt nicht mehr. Nein, kein Widerspruch. Was Giacomo betrifft, habe ich oft ein seltsam genaues Gespür. Ich habe gespürt, wie er darum gekämpft hat ... gekämpft darum, sich nicht in Sie zu verlieben.“

„Darum können Sie beruhigt sein, denn es zeigt, dass ihr Gespür falsch sein kann. Wir dürfen hoffen, dass er unbehelligt bald wieder bei uns ist. Vielleicht mit ein paar Schrammen, aber unbeugsam wie immer. Das wagen seine Feinde nicht. Er hat es selbst gesagt: Sein Untergang wäre der Untergang der Regierung, das Ende des Faschismus ...“

„Ich fürchte, er war bereit, dieses Opfer zu bringen.“

In den folgenden Tagen stellte sich auf schreckliche Weise heraus, wie genau Velia das gespürt hatte.

*

Am 11. Juni gegen 20.30h meldete Giuseppe Emanuele Modigliani dem faschistischen Polizeichef Bertini das Verschwinden Matteottis. Dieser antwortete, dass er dies bereits wisse. Woher konnte der Polizeichef davon erfahren haben? Später sollte es sich mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit herausstellen, er hatte es von den Tätern selbst vernommen.

Einige Abgeordnete warteten nicht auf das Handeln der Polizei und begannen zusammen mit Journalisten mit der Suche nach dem Abgeordneten. Zuerst befragten sie in der Nähe des Hauses die Anrainer. Der Anwalt Cavanna war der Erste, der seine Beobachtungen preisgab. Er hatte gesehen, wie ein Mann in grauem Anzug und weißen Wildlederschuh, unzweifelhaft Matteotti, auf offener Straße von mehreren Männern gewaltsam attackiert worden war. Wie er trotz heftiger Gegenwehr in einen schwarzen Lancia Lambda verschleppt wurde. Cavanna hatte sogar das Kennzeichen des Wagens notiert: 55-12169.

Anderen Zeugen war die Limousine schon einige Zeit in der Straße aufgefallen. Und die fünf Männer an Bord, trotz drückender Hitze, das Thermometer zeigte an diesem Tag mehr als 30 Grad, hinter geschlossenen Fenstern und heruntergezogenen Vorhängen:

Amerigo Dumini, Vertrauter Mussolinis, der Leiter seiner Pressestelle. Mitglied des „Bataillons des Todes“. In verschiedene Straftaten verwickelt.

Giuseppe Viola, ein wegen Raub und Desertion verurteilter Mann.

Amleto Poveromo, Metzger, verurteilter Gewalttäter.

Augusto Malacria, des betrügerischen Bankrotts bezichtigt.

Albino Volpi, skrupelloser Chef der Faschisten Mailands, hoch geschätzt von Mussolini.

Einige andere Männer dürften sich im Nahbereich des Verbrechens aufgehalten haben. Unter ihnen der Spion Thierschald. Er hatte sich im Vorfeld der Tat, als ungarischer Flüchtling an Lucia, Velia und Giacomo herangemacht.

Matteottis Abgeordnetenkarte, brachten nach Tagen zwei Fuhrleute zur Polizei, sie hatten sie auf der Straße gefunden. Andere Zeugen berichteten, dem Verschleppten sei es gelungen, die Karte aus dem Fenster des fahrenden Wagens zu werfen. Die Entführung Matteottis war somit eindeutig erwiesen.

Das Kennzeichen des auffälligen Lancia Lambda führte schnell dazu, ihn als von Filippo Filippelli angemietet zu identifizieren. Filippelli, Herausgeber des faschistischen Blattes „Corriere Italiano“, engster Vertrauter Mussolinis. Monate später gestand Filippelli, er habe in Duminis Händen den Pass und andere Papiere Matteottis gesehen. Eine Lüge, es muss sich um die kompromittierenden Dokumente der korrupten Ölgeschäfte der Regierung gehandelt haben, die Matteotti am Nachmittag seiner Entführung mit sich trug, um sie mit Lucia gemeinsam in die Rede einzuarbeiten. Filippellis Geständnis: Dumini habe die Papiere Matteottis als Beweis der gelungenen Hinrichtung des verhassten Gegners Mussolini überreicht. Mussolini habe angeordnet, sie sofort zu vernichten. Auch wenn der Duce bis zu seinem Lebensende dies leugnete und von nichts gewusst haben wollte, die Beweislage ist erdrückend. Der Befehl zur Ermordung Giacomo Matteottis kam mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit von Mussolini höchstpersönlich.

Die Medien waren am 12.Juni voll mit Berichterstattung über die Vorgänge. Mussolini selbst erteilte jedem willigen Journalisten Auskunft: „Die Polizei war in ihrer raschen Ermittlung schnell verdächtigen Elementen auf der Spur. Nichts wird vernachlässigt, um

Licht in das Ereignis zu bringen. Die Schuldigen werden
festgenommen und vor Gericht gestellt.“

Das Gegenteil geschah. Alle Attentäter entkamen vorerst. Verhaftete
unterstützte man mit enormen Mitteln. Dumini alleine, der Chef der
Bande, erhielt in mehreren Tranchen insgesamt 45.000 Euro. Die
gesamten Aufwendungen der Faschisten für die Beteiligten am
Verbrechen und deren nahe Verwandten, überstiegen die Million
Euro Grenze.

Beim Prozess, 1926 gestanden die Haupttäter, Matteottis Tod sei ein
tragischer, unerwarteter Unfall gewesen. Zu fünf Jahren und elf
Monaten wegen Todschlags verurteilten sie die Richter des
faschistischen Regimes. Wovon ein Großteil für gute Führung und
andere Umstände abgezogen werden konnte. Nach der Freilassung
zeigte Mussolini sich ihnen gegenüber großzügig. Alle führten ein
materiell gut abgesichertes Leben.

Durch zwei Messerstiche in den Brustkorb war Giacomo Matteotti am
10. Juni 1924 ermordet worden. Seine Leiche wurde Monate später
in einem Straßengraben verscharrt gefunden. Die Unterlagen über
die korrupten Vorgänge bei der Vergabe der Rechte auf die
Ölvorkommen Italiens tauchten nie wieder auf.

Der Duce nahm sich ungehindert Italien und regierte als Diktator.

*

Die beiden Frauen, Lucia und Velia, agierten gegensätzlich, als das
Schreckliche feststand. Gemeinsam durchlebten sie zuerst eine
Phase der Trauer. Sie lagen einander weinend in den Armen. Dann
folgte die Zeit der Schuldsuche.

„Ich habe es verabsäumt, Giacomo eindringlich zu warnen, nachdem die Faschisten mir einen Spion ins Zimmer geschickt hatten.“ Lucia.

„Ich hätte alles verhindern können. Als sie meinen Namen mit seinem in Verbindung gebracht hatten, war es leicht, seinen Wohnort ausfindig zu machen.“

„Was sagst du?“ Velia. „Giacomo zu überwachen war für eine Spionageorganisation ähnlich der sowjetischen Tscheka eine Leichtigkeit. Die haben deine Identität nicht gebraucht. Außerdem sind sie auch in meiner Wohnung gestanden. Und ich habe ihren Spion nicht als solchen erkannt. Viel früher hätte ich es nicht nur beim Briefeschreiben belassen dürfen. Ich hätte meinen Mann, mit allen Mitteln die eine Ehefrau hat, von seinem Wahn, Italien retten zu können, befreien müssen.“

Es kam die Phase der Notwendigkeiten. Was alles getan werden musste. Lucia stand Velia bei. Sie organisierte den Umzug von Mutter und Kindern nach Molise, wo ein Leben in Zurückgezogenheit möglich war und die Kinder eine halbwegs normale Welt vorfanden.

Es gab Beileidsbekundungen, selbst von Mussolini. Seine offensichtliche Absicht, alle Überlegungen zu seiner Verstrickung in das Verbrechen von sich abzulenken, widerte an. Gleichzeitig gab es eine unmissverständliche Drohung, sollte die Witwe des Abgeordneten Anschuldigungen gegen die Machthaber erheben wollen. Velia zog sich in sich selbst zurück. In einem Brief an den Präsidenten des Schwurgerichtes schrieb sie später:

„Exzellenz! Die Ermordung Giacomo Matteottis, die für mich und meine Kinder eine Tragödie ist und als solche von jedem freien Menschen in Italien empfunden wurde, hatte in mir den Glauben geweckt, dass der Ruf nach Gerechtigkeit nicht ungehört verhallen wird; dieser Glaube hat mich in meinem äußersten Jammer aufrechterhalten und mich bewogen, als Privatklägerin aufzutreten. Aber durch die Wechselfälle der Untersuchung und durch die jüngste Amnestie ist der Prozess nach und nach wesenlos geworden. Was heute von ihm bleibt, ist nur ein Schatten. Ich hatte keinen Hass auszudrücken und keine Rache zu fordern, ich wollte nur Gerechtigkeit. Die Menschen haben sie mir verweigert, ich werde sie von der Geschichte empfangen und von Gott.

Ich ersuche Sie daher, mir zu erlauben, dem Prozess fernzubleiben, der mich nichts weiter angeht. ...

... Es würde mir die Teilnahme an diesem Prozess vorkommen, als ob ich dadurch das Andenken Giacomo Matteottis beleidigte, für den das Leben etwas furchtbar Ernstes war, jenes Andenken, um dessentwillen ich weiterlebe, einsam und zerrissen, und in dessen Licht ich meine Söhne zu stolzen und furchtlosen Menschen erziehen will, wie ihr Vater einer war.

Mit Hochachtung

Velia Matteotti

Anders Lucia. Sie blieb in Rom. Schon wenige Tage nach der Entführung Matteottis, lange bevor seine Ermordung bewiesen war, kam der sozialistische Abgeordnete Filippo Turati auf sie zu.

„Wir wissen, dass Sie mit unserem Freund Giacomo an seinen
Unterlagen für die nächste Rede in der Kammer gearbeitet haben.

Mit ihm sind diese verschwunden. Darf ich Sie fragen, ob
Durchschläge oder per Hand geschriebene Notizen existieren?“

„Leider. Der Herr Abgeordnete war der Meinung, es sei für mich zu
gefährlich in Besitz brisanter Unterlagen zu sein.“

„Giacomo hat viel von Ihnen gehalten, wissen Sie das?“

„Das freut mich. Wenn es auch im Augenblick wenig Grund zur
Freude gibt.“

„Wir wollen Sie bitten, unserer Partei beizutreten. Zu selten haben
Frauen Rang und Namen in der PSU.“

„Ich bitte um Vergebung, seit wann gibt es Ränge für Frauen in der
Politik?“ Turati lachte herzlich.

„Vor allem solche Frauen werden die Zukunft der Partei und
hoffentlich die Zukunft des Landes sein, solche, die sich nichts
einreden lassen von alten Männern. Schon gar nicht in den Themen,
die Frauen betreffen.“ Der alte Mann nahm die Brille von der Nase.

„Sie merken, ich habe Erkundigungen über Sie eingezogen. Ihr
Vater, Dottore Giuseppe Bertoli, scheint mir ein großartiger Mann zu
sein. Und er schwärmt in den höchsten Tönen von seiner Tochter.“

Lucia hätte sich nicht vorstellen können, dass man sie so etwas
fragen würde. Es gab keine Ämter für Frauen in der Politik. Aber
gerade das reizte. Ohne weiter zu überlegen, sagte sie Turati zu.

„Sollten wir Giacomo lebend wiederfinden, werden Sie nicht mehr
seine private Sekretärin sein, sondern unsere offizielle Beraterin in
Frauenfragen. Übrigens ein Thema, das Giacomo immer wieder auf

die Tagesordnung unserer Sitzungen geschrieben hat. Sie würden mit Giacomo weiter eng zusammenarbeiten, sollte er am Leben sein. Sollten aber unsere schlimmsten Befürchtungen zur traurigen Gewissheit werden, bitten wir Sie in seinem Gedenken, diesen Teil seiner Arbeit zu übernehmen.“

Das war der Beginn Lucias Mitgliedschaft im „Partito Socialista Unitario“.

Noch ehe Giacomo Matteottis Tod erwiesen war.